

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Aus dem Kriegstagebuch einer badischen Schwester

Babo, Erika von

Karlsruhe, 1918

9. Nach Galizien. Anfang Juli 1916

urn:nbn:de:bsz:31-37834

geworden, — weithin leuchtete die schwarz=weiß=rote Fahne und die weiße mit dem roten Kreuz. Wege waren geebnet, Gärten angelegt und bebaut und so ein Stückchen Heimat mitten in die Sümpfe gezaubert worden. Da — wie ein Blitz aus heiterem Himmel — hieß es plötzlich:

„Weiter! Wandern!“

9.

Nach Galizien.

Anfang Juli 1916.

An einem Mittwoch, es war Ende Juni, kurz nach 10 Uhr vormittags entführte uns die Feldbahn unserer Heimat von sieben Monaten. Winken und fröhliche Abschiedsrufe an die dastehenden alten Patienten vertrieben uns bald das bißchen Abschiedsweh. Unsere zwei Pferdchen zogen rasch — mitten durch die weiten Margaritenfelder führten sie uns in etwa 20 Minuten nach der Bahnstation Pogodino.

Wie freundlich wurden wir dort aufgenommen an der Krankensammelstelle, bis wir alle beieinander und bis alles in den Zug eingeladen war. Regen und Sonnenschein wechselten; war das Gepäck naß geworden, die Sonne trocknete es bald wieder. Als letztes Gedenken an unsere schöne Arbeitsstätte holte ich große Sträuße von den Margaritenblumen und schmückte unseren Wagen damit, an dem schon die deutsche Kriegsflagge lustig im Winde flatterte. Gegen 4 Uhr nachmittags piff unser Zug und los ging die Reise!

Durch bekannte Gegenden westwärts gings. Und doch, wie hatte sich das Land verändert, seit wir es zum erstenmal durchfuhren. Die weiten Sumpfwiesen in ihrem saftigen Grün und ihren mannigfachen Blumen boten ein eigenartig anmutiges Bild.

Wieder flog die feste Brest-Litowsk an unsern Augen vorbei, immer weiter westwärts gings.

Bald verändert sich das Bild. Wir kommen aus der unwirtlichen Gegend heraus dahin, wo das Land wieder bebaut ist, wo Menschen ihrer friedlichen Arbeit nachgehen können, ohne daß Trümmerhaufen allerorten sie jederzeit an die Schrecken und das Grauen des Weltkrieges erinnern. Es war wohltuend, solche Bilder zu sehen, hatten wir bisher doch nur Zerstörung geschaut — abgebrannte Häuser und Hütten — von ganzen Dörfern oft nur wenige Schornsteine aus dem Erdboden hervorragend. Von wieviel Elend hätten uns die Trümmerhaufen wohl erzählen können!

Bald senkte die Nacht ihren dunklen Schleier über uns und verbot uns das Schauen. Und immer weiter und weiter ging die Reise.

In aller frühe des nächsten Tages fuhren wir über die Weichsel in Warschau ein.

Stolz lag Polens Hauptstadt vor uns, sich vom Flußufer hügelig aufbauend.

Wir konnten sie bald näher kennen lernen, denn wir erfuhren am Bahnhof, daß wir einige Tage dort liegen bleiben sollten bis der zweite Teil unseres Lazarets, der sich in Mitau befunden hatte, zu uns gestoßen sei. Rasch richteten wir unser Gepäck für etwa 8 Tage zurecht und waren bald zum Abmarsch in die Quartiere bereit. Eine elektrische Bahn führte uns bis beinahe vor das Hotel, das uns aufnehmen sollte. Nach deutschen Begriffen zwar nicht übermäßig reinlich zu nennen, so war es doch ein gutes Quartier und wir waren glücklich darüber.

Unser Wahlspruch war: „Die Zeit in der Großstadt möglichst ausnützen, viel sehen und viel hören“! Wußte doch niemand von uns, in welches Nest das Schicksal uns verschlagen wird.

Wir hatten uns in kleinen Gruppen zusammengetan, und unsere Gruppe hatte in einem unserer Ärzte, der Warschau schon kannte, einen unermüdlichen Führer durch die große Stadt. Unser erster Gang aber führte uns noch alle zusammen durch einen großen Teil der Stadt zum Festungslazarett, in dem wir während unseres dortigen Aufenthaltes gepflegt werden sollten.

Interessantes Leben und Treiben bot sich unsern vom Stadt-
leben entwöhnten Augen dar.

Polnisches Leben, polnisches Treiben! Neben der höchsten
Eleganz, neben dem größten Reichtum die bitterste Armut. Und
beinahe achtlos gehen die schönen Polinnen an diesen armseligen
Menschen vorüber, werfen ihnen höchstens aus ihrem Überfluß
ein paar Kopeken zu.

Mit dem Leben von Tieren, vom Überfluß der Reichen
lebend, möchte ich das Leben dieser Menschen vergleichen. Kein
Arbeitsgeist, kein Wille zur Selbsterhaltung ist in ihnen.

Wieviel unverbrauchte Kraft steckt doch in dem Lande Polen!
Viel Grün, Alleen, Parks und Anlagen sind in der Stadt,
auch einige schöne Gebäude, doch fehlt ihr im ganzen ein bestimm-
ter Charakter. International wie sie ist, könnte man sie überall
hinstellen und jedem Lande anpassen. Nur ganz selten findet
man einen Bau mit polnischem oder russischem Gepräge wie
z. B. die Kathedrale mit ihren vielen Türmen und ihrer weithin
leuchtenden Kuppel. In ihr hörte ich nach langer Zeit zum ersten
Male wieder einen schönen Gottesdienst. Inmitten von russi-
schen Heiligenbildern, in einer Kirche von griechisch-katholischen
Christen, versammelten sich Deutschlands Kinder, um Gottes Wort
zu hören. Und die hohen Hallen klangen wider von deutschem
Lobgesang und deutscher Predigt.

Durch unsere lebenswürdigen Führer war es uns vergönnt,
ein in der Nähe von Warschau liegendes altes polnisches König-
schloß zu sehen. An einem schönen Morgen führten uns zwei
Wagen aus der Stadt heraus, durch blühende Felder und Wiesen,
durch anmutige Dörfer in etwa 1½ Stunden zu dem herrlich
schönen Königschloß, unter August dem Starken erbaut und mit
großer Pracht ausgestattet. Vieviele Geschichten hätten uns diese
alten Mauern, diese schattigen Laubgänge und die uralten Bäume
im Park erzählen können. Wir hatten keine Zeit, ihnen zu lau-
schen, nur ganz leise hörte ich flüstern von Musik und Tanz,
von schönen Festen und großem Prunk. Und dann von vielem

Elend, von Polens Verfall, von der Herrschaft der Russen und von einer ganz leisen, leisen Hoffnung, daß durch den großen Krieg das Land wieder frei würde, daß wieder Könige und Fürsten da wohnen und dem toten Prunk neues und besseres Leben verleihen würden.

Nur eine Stunde hatten wir Zeit für all die Herrlichkeiten, wir gingen durch das Schloß und dann in dem schönen alten Park spazieren.

Vergnügt und lustig war die Rückfahrt in die Stadt. Bauernfinder reichten uns leuchtende rote Mohnblumen in den Wagen und streckten dann bettelnd ihre schmutzigen Händchen aus, bis sie erfreut mit einigen Kupfermünzen davonsprangen. Und so erreichten wir gerade zur Mittagszeit wieder das Festungslazarett.

Noch vieles Schöne sahen und hörten wir in diesen vier Ferientagen. Musik erfreute unser Ohr, wir machten Spaziergänge durch die schönen Parks. Und hochinteressant waren auch die Besuche im Juden- und im Armenviertel, die mir viel zu denken gaben.

Wir hatten die Tage über einen Wunsch: Dann, wanns am schönsten war, dann wollten wir fortkommen! — Und wirklich, dieser Wunsch wurde uns erfüllt. Sonntag Abend erfuhren wir, daß es am nächsten Morgen weiterginge, zur kaiserl. deutschen Südarmer. Also war Galizien unser Ziel.

Mittlerweile war auch der Mitauer Trupp zu uns gestoßen und wir waren jetzt beinahe noch einmal so viele wie vorher. Trotzdem ging das Verladen am Bahnhof rasch vonstatten, und schon gegen 1 Uhr konnten wir Polens Hauptstadt verlassen.

Südwärts durch anmutige Gegenden führte uns der Zug.

Als wir Czestochau erreichten, wars leider schon Nacht, eine stockfinstere Nacht. Doch wars, wie wenn der Himmel ein Einsehen haben wollte mit unsern schaulustigen Augen. Ein schweres Gewitter zog auf, und im Scheine der grellen Blitze lag gespensterhaft das große weiße Kloster vor uns.

Beim Erwachen waren wir schon auf galizischem Boden; ein Zugführer, den ich fragte, sagte mir, daß wir schon in etwa einer halben Stunde Krakau erreichten. Wir waren also in einer schon bekannten Gegend. Nicht ganz ein Jahr war es her, seit wir diese Strecke schon einmal durchfahren hatten. Liebliche Dörfer, welliges Hüggelland, in der ferne hohe Bergzüge.

Wir waren entzückt!

Wie lange, lange hatten wir doch ein solches Landschaftsbild entbehren müssen. Hier gab es zu schauen, man hatte nicht Augen genug! Und nette Kinder in bunten Röckchen standen da und schauten verwundert dem riesenlangen Zug mit deutschen Schwestern und deutschen Pflegern nach.

Wir waren nicht mehr in Feindesland, fast konnt ichs nicht glauben, wir waren im Lande unserer Bundesbrüder, und Freunde waren es, die uns winkten und grüßten.

Krakau! — ein kurzer Aufenthalt. Die feste lag im Morgennebel vor unsern Augen.

Tarnow! — Hei, wie flogen unsre Köpfe an die Fenster!

„Hier stand unser Zug im vorigen Jahr.“

„Hier dies zerschossene Haus steht auch noch, alles noch so wie letztes Jahr!“

„Nur der Bahnhof ist anders, der ist jetzt wieder fertig aufgebaut!“

So gings hin und her, und damit es auch ja so sei wie letztes Jahr, so stand auch diesmal wieder ein Lazarettzug da mit verwundeten österreichischen Kriegern. Bald fuhr er ab, und wir versuchten durch Winken den armen Kerlen unsre Teilnahme zu zeigen. Doch nur einige wenige zeigten ein bischen Freude darüber, die meisten starrten stumpfsinnig vor sich hin. Wie anders war der Lazarettzug, der bald darauf deutsche Krieger von der Front brachte. Trotz ihrer Wunden, trotz ihrer Schmerzen waren beinahe lauter fröhliche Gesichter, die uns aus den Fenstern entgegenlachten.

Przemysl — von einem unserer Soldaten in „Bretzelmichel“ verdeutscht — sahen wir leider auch nur während der Nacht. Doch suchten meine Augen in der Dunkelheit so viel es mir irgend möglich war zu erkennen von dieser schwer heimgesuchten Stadt.

Am nächsten Morgen waren wir am Nordhange der Karpathen! Welch schöne Gegend, fruchtbar und lieblich! Große Pferde- und Kuhherden weideten auf den saftigen Wiesen. Bald nahte sich ein größerer Ort, Drohobycz, unser neuer Aufenthaltsort.

Ein Städtchen ist von etwa 40 000 Einwohnern, teils Polen, teils Ruthenen und viele Juden. Etwas oberhalb, am Rande wunderschöner Laub- und Nadelwälder, liegt ein neuerbautes, teilweise noch nicht ganz fertiggestelltes Zuchthaus, das wir nun in ein Lazarett umwandeln sollen.

10.

Drohobycz.

Juli 1916.

Wie siehts nun aus in unsrer neuen Heimat?

Natürlich dreckig, wie es zu Galizien gehört. Wir haben uns schon in Rußland gut daran gewöhnt, die Straßen nie anders als bei Regen mit einer beinahe unüberwindlichen Schlammkruste, bei Trockenheit mit ebenso hohen Staubwolken bedeckt zu sehen. Und das war gut, denn hier ist es noch ärger. Den Einwohnern weiche ich unwillkürlich immer weit aus, und in eines der Häuser zu treten, das kostet im Anfang jedesmal eine Überwindung.

So ist in der Mitte des Städtchens, so ist im Judenviertel. Dann gibts aber auch ein Viertel, da wohnen die reichen Petroleumkönige, da ist anders. Befinden sich doch nicht weit von hier, am Rande der Karpathen, jene großen Petroleumquellen, das Ziel der Sehnsucht unsrer Feinde. Sie wissen, wie wichtig dieser Punkt für uns ist, wie nötig wir diese Quellen haben.

Und da es da vorne dicht bei den Quellen viel ruhiger ist, da vor allem das Wasser noch viel mehr wie hier bei uns von